

seelische Gefahren oder religiösen Schaden erfolgen. Die Fachleute der Bibelwissenschaft werden sicher viele geschichtliche, geographische und andere Irrtümer finden. Da es sich aber um einen . . . „Roman“ handelt, vermehren diese Erfindungen natürlich nur das Malerische und das Phantastische des Buches.

Aus dieser eigenartigen theologischen Kultur sollen nur einige Perlen genommen werden, die durchaus nicht glänzen durch die katholische Rechtgläubigkeit. Ab und zu wird bezüglich der Sünde Adams und Evas eine geradezu fremde und ungenaue Meinung vertreten. Im I. Bd., S. 63, liest man den Titel: „Maria kann die Zweitgeborene des Vaters genannt werden“; diese Aussage wird auch auf der folgenden Seite wiederholt. Die Erklärung schränkt diesen Ausdruck zwar etwas ein und vermeidet so eine glatte Häresie, nimmt aber doch nicht den begründeten Eindruck, daß man eine Mariologie schaffen will, welche die üblichen Grenzen allzu leicht überschreitet . . .

Das Werk hätte eine Verurteilung verdient, auch wenn es sich nur um einen Roman gehandelt hätte, abgesehen von den Motiven der Ehrfurchtslosigkeit. Aber in Wirklichkeit beansprucht die Intention des Autors mehr. Beim Durchblättern der Bände liest man da und dort die Worte: „Jesus sagt . . .“, „Maria sagt . . .“ oder „Ich sage . . .“ und ähnliches. Gegen Ende des 4. Bandes enthüllt sich der Autor als eine Autorin und schreibt, daß sie eine Zeugin der ganzen messianischen Zeit sei und daß sie sich Maria nenne.

Diese Worte bringen in Erinnerung, daß vor zirka zehn Jahren einige umfangreiche Bücher in Maschinschrift im Umlauf waren, die angebliche Visionen und Offenbarungen enthielten. Es steht fest, daß damals die zuständige kirchliche Autorität den Druck dieser maschingeschriebenen Folianten verboten und dazu angeordnet hat, daß sie aus dem Umlauf gezogen werden. Jetzt finden wir sie vollständig wiedergegeben im vorliegenden Werk. Daher ist diese öffentliche Verurteilung durch die Oberste Kongregation des Hl. Offiziums sehr am Platze, schon wegen des großen Ungehorsams.

Vom katholischen Missionsfeld

Mission und Liturgie

Von P. Joh. Bettray, St. Gabriel, Mödling bei Wien

Als der Präsident des internationalen Kongresses für Missionsliturgie in Uden bei Nijmegen, Kardinal Valerian Gracias, am Nachmittag des 12. September 1959 das Rednerpult zu seiner großangelegten Eröffnungsrede bestieg, ahnten wohl die wenigsten, welch einen glänzenden und überaus fruchtbaren Verlauf dieses Treffen von fast 40 Missionsbischöfen — darunter fast die Hälfte farbige — und zirka 110 Fachleuten, Missionaren, Seminarregenten usw. nehmen würde. Es darf wohl gesagt werden, daß der Kongreß, eine für alle Beteiligten unvergeßliche, schwere Arbeitswoche, ein voller Erfolg war.

Das Einleitungsreferat des indischen Kardinals Gracias zeichnete sich durch Mäßigung, Abgewogenheit und sichere Darlegung der Standpunkte aus. Ein Schlüssel für den Kongreß wie für alle Anpassungsbestrebung überhaupt war das Wort Pius' XII., das der Kardinal zitierte: „Wie Christus eine wirkliche menschliche Natur annahm, so nimmt auch die Kirche die Fülle alles dessen in sich auf, was echt menschlich ist, wo und in welcher Form immer sie dieses Menschliche findet, und formt es um zur Quelle übernatürlicher Kraft.“ Wohlthuend berührte die Feststellung des Kardinals, daß die römische Kirche nicht nur etwas Westliches sei, da sie doch im Schnittpunkt von Ost und West entstanden ist. Damit sei der Geist der Kirche von vornherein universal gewesen. Die griechischen und lateinischen Väter, die in Asien und Afrika besonders groß gewesen sind, prägten den Geist der Kirche. Die Kirche kann und darf nicht nur von ihren lokalen Gegebenheiten her verstanden werden. Sie ist ein in sich wesentlich übernatürlicher Organismus, der sich allen positiven Formen und Elementen anpassen und sie sich einverleiben kann. In diesem Prozeß spielt die Liturgie eine wichtige Rolle. Wenn nach dem hl. Pius X. die aktive Teilnahme der Gläubigen die erste und unentbehrliche Quelle des wahren christlichen Geistes ist, dann muß die Liturgie lebendig sein. Lebendig aber wird sie, wenn sie nach Möglichkeit Formen und Sprache der Einzelvölker zum vertrauten Kleid der überall gleichen Mysterien macht. Die Liturgie sollte also möglichst in der eigenen Sprache geformt werden können. Für das Rituale sind die Konzessionen Roms diesbezüglich schon weitgehend. In der hl. Messe ist man verständlicherweise eher zurückhaltend: Gefahren für den Glauben, Notwendigkeit der

Schaffung einer praktisch ganz neuen Liturgie, Gefahr der Vielfalt. Der Nutzen des Lateinischen liegt in der Einheit. Andererseits ist die Begründung für den Gebrauch der Landessprache so durchschlagend, daß man auch in der hl. Messe zu einem starken Gebrauch derselben kommen muß, mindestens was die Vormesse betrifft. Und doch, die liturgische Erneuerung an sich tut es nicht, sondern die innere Wiederbelebung des Christentums und der Christen. Dazu sollte man die liturgische Bewegung allerdings wesentlich ausnützen.

Msgr. Blomjous von Mwanza-Tanganjika wies in seinem Vortrag „Mission und Liturgie“ auf zwei Gefahren hin: daß es in der Mission vielleicht nicht gelingt, den Übergang von der sozialen alten Struktur zur neuen Gemeinschaft zu finden, und daß die Missionsvölker vom neuheidnischen Materialismus bedroht sind. Sie brauchen eine starke religiöse Gemeinschaft, die sich durch Einheit im Glauben, christliches Leben und Einheit im Kult auszeichnet. Die Kultgemeinschaft wird in der Gestaltung der jungen Gemeinschaft eine wesentliche Rolle zu erfüllen haben. Darum müssen die Neuchristen wirklich und aktiv am Gottesdienst der Pfarrgemeinde teilnehmen können. Sie sollen die Frohbotschaft des Evangeliums nicht nur lehrmäßig erfahren, sondern in der gegenseitigen Durchdringung von Liturgie und Katechese, von Tun und Lehre kennenlernen. Die Liturgie muß wie im alten Christentum durch das Geschehen lehren. Das kann sie aber nur dann, wenn sie den Menschen verständlich ist. Dafür aber ist erforderlich, daß die mit dem Christentum in Berührung tretenden Kulturen in dasselbe aufgenommen werden und in einer angepaßten Liturgie zum Ausdruck der Lehre verwendet werden.

Nach diesen Referaten der feierlichen Einleitungsakademie war der Sonntag frei. Am Montag begannen, fast konklavemäßig abgeschlossen, in einem dafür aufgebauten großen Zelt im Garten des Exerzitienhauses der Steyler Missionsschwestern zu Uden die Beratungen. Der erste Tag brachte Grundsatzreferate. Er begann mit dem Vortrag des Generalsuperiors der Steyler Missionare, P. Dr. Johannes Schütte, „Über den Primat der religiösen und geistigen Belange in der Missionsarbeit.“ Im Sendungsauftrag Christi sind wesentlich übernatürliche Aufgaben enthalten: Bekehrung, Eingliederung in die Kirche und Betreuung in der Kirche. Die Kirche ist aber nicht nur etwas Übernatürliches; sie zeigt Göttliches und Menschliches. Gott bedient sich in der Realisierung seiner Erlösungsabsichten der Menschen, ihrer Werke und Organisationen. Die Gefahr ihrer Überbetonung läßt die Frage stellen: Was hat den Vorrang? Sicher ist die Kirche etwas Übernatürliches, aber sie ist auch ein organisatorisches Gebilde, sie weist eine soziale Schichtung auf, sie ist geradezu erkennbar durch die Werke der verschiedensten Art. Was für die allgemeine Kirche gilt, gilt auch für die Missionskirche. Die Werke der Kirche stehen nicht selten im Mittelpunkt der Missionsarbeit. Man beurteilt deren Fortschritt nach den Werken: Kirchen, Schulen, Krankenhäusern, Sozialzentren usw. Um Eindruck zu machen, könnten diese Dinge überbetont werden. Demgegenüber muß der Primat der religiösen und geistlichen Belange herausgestellt werden. Der Missionar ist nicht eigentlich Schuldirektor, Baumeister usw., sondern Zeuge der Wahrheit, der an Christi Stelle seines Amtes waltet. Er muß wie Christus Zeugnis geben vom Vater. Er muß wie Christus die Menschen mit dem Vater versöhnen. Darin besteht seine wesentliche, übernatürliche Sendung. Darum muß die Wortverkündigung in allen möglichen Formen, auch der modernsten Art, im Vordergrund stehen. Daraus ergibt sich sofort und zwangsläufig die Notwendigkeit der Forcierung der Heranbildung von einheimischen Kräften und die intensive Pflege des sakramentalen Lebens. Weil aber die Liturgie das Mittel ist, das in diesem übernatürlichen Prozeß der Eingliederung und Betreuung eine so wichtige Aufgabe zu erfüllen hat, muß sie möglichst gefördert werden.

Die Kirchengeschichte ist hier Lehrmeisterin (P. André Seumoïs: „Das liturgische Problem im Lichte der Missionsgeschichte“). Die Frühzeit der Kirche zeigt eine meisterhafte Ausnützung der echten religiösen Güter, die bei den evangelisierten Völkern vorhanden waren. Man war ganz unbefangen im Gebrauch der Landessprache für die Liturgie. Die erste Gemeinde zu Jerusalem unterschied sich im Kult, im religiösen Leben und im Gebet nicht sehr vom Judentum. Gewisse Elemente des Kultes, wie wir sie heute noch haben (Vormesse, Gebrauch der Psalmen und des Alten Testaments), gingen so als kostbares, für immer gültiges und brauchbares Erbe in die Liturgie ein. Sobald die Kirche die Grenzen Palästinas überschritt, wurden die Heiden aber nicht gezwungen, eigentliche jüdische Gewohnheiten anzunehmen. Die Kirche nahm Fleisch an in den einzelnen Kulturen, lehnte sich in ihren Zeremonien an heidnisches Zeremoniell an, reinigte es und gebrauchte es ganz selbstverständlich. Die Einheit im Glauben blieb trotz verschiedener lokaler Gewohnheiten gewahrt. Erst allmählich kam es zu stärkerer Vereinheitlichung in Sprache, Gebräuchen und Gesetzen. Die Kirche nahm das westliche Kleid an und trat damit vor die Völker Amerikas, Afrikas und Asiens, was weder für diese noch für die Kirche zum Segen war. Kolonialismus und Europäismus haben dem Missionswesen der Kirche sehr geschadet. Wenn auch seit dem Mittelalter immer wieder gerade in liturgischer Hinsicht Privilegien zum Gebrauch

der Muttersprache gegeben wurden, so waren das eben Privilegien; es war nicht die Regel. Die neuere Zeit hat eine Auflockerung geschaffen, die nicht wenig durch das Aufhören des Kolonialismus, durch die Selbständigkeit und das Selbstbewußtsein der Völker vorangetrieben wird.

Mit diesen beiden ausgezeichneten Referaten war die gute Grundlage geschaffen für die Ausführungen von Bischof Thomas Fernando „Über die Dringlichkeit der liturgischen Erneuerung in den Missionsländern“. Diese Dringlichkeit ergibt sich einmal aus der Natur der Liturgie, die der Kult des mystischen Leibes, des Hauptes und seiner Glieder, also der gesamten Kirche ist. Sie ergibt sich auch aus dem katechetischen Wert der Liturgie. Auch ist die Liturgie eine mächtige Förderin der christlichen Liebe, sie hilft, soziale Unterschiede zu überbrücken. Sie ist ein ausgezeichnetes Mittel der Förderung des apostolischen Eifers. Wenn heute der Nationalismus in den jungen Völkern so heftig auflodert, so kann darin auch ein positiver Ansporn für die Besinnung der Völker auf ihre eigentümlichen Werte gesehen werden, die im Kult der Kirche zu ihrer höchsten Sinngebung kommen. Musik, Malerei, Architektur . . . der Völker werden in ihrer Eigentümlichkeit immer klarer erkannt. Die Kirche muß diese Situation sehen und sie für sich ausnützen. Wenngleich in den Missionsländern manche Schwierigkeiten bestehen, Analphabetismus, Fehlen von Fachleuten, so darf man dennoch nicht zögern anzufangen. Was in den alten Ländern Selbstverständlichkeit war, kann in den Missionen nicht Privileg, also Ausnahme sein. Überlastung der Missionare und Priester mag der liturgischen Erneuerung ernstliche Schwierigkeiten bereiten, aber sie kann und darf kein Grund sein, nichts zu tun. Man müßte dann eben andere Wege gehen, vor allem müßte man versuchen, die Priester mehr und mehr von jenen Aufgaben freizumachen, die nicht wesentlich priesterlich sind. Man kann es jedenfalls nicht verantworten, angesichts der heutigen Situation die wesentlichen Schätze der Liturgie brachliegen zu lassen.

Die Dringlichkeit der liturgischen Erneuerung war damit klar, nicht aber der Weg. Dieser wurde geklärt durch das tiefeschürfende Referat des P. Bonifaz Luykx (Leopoldville) „Über die Anpassung der Liturgie in den Missionen“. Das Prinzip der Anpassung an sich ist nicht bestritten. Die Begründung ist verschieden. Praktisch gesehen, muß sie gefordert werden aus der Notwendigkeit der katechetischen Unterweisung und der Inkarnation der Kirche in den Werten der verschiedenen menschlichen Kulturen. In letzterem Grunde liegt die Bejahung kirchlicher Anpassungsbestrebungen zutiefst begründet. Wenn die Liturgie, wie das Wort es sagt, das Werk des Volkes Gottes sein soll, dann nur, wenn die Eigentümlichkeit der Völker in der Liturgie zum Ausdruck kommt. Das würde also heißen, daß der substantiell unveränderliche christliche Gottesdienst jeweils von verschiedenen religiösen Symbolen der Völker wiedergegeben werden könnte. Oder, um mit einem Bild Pius' XII. zu sprechen: Das Wesen christlicher Liturgie müßte dem wilden Stamm aufgepfropft werden, damit durch diese Vereinigung reifere und süßere Frucht hervorgebracht werde. Angesichts dieser Argumente und der starken Betonung der westlich-römischen Liturgie bis heute mag die Frage gestellt werden: Ist der Weg des Westens denn der absolute, der allein gültige? Muß man nicht vielmehr sagen, daß sich die römische Liturgie in ihrer Verwestlichung stärker als etwa die orientalische in ihren verschiedenen Ausprägungen vom Kult der Urkirche entfernt hat? Es ist noch kein Beweis für die Alleingültigkeit der römischen Liturgie, wenn sie in den meisten Teilen der Missionskirche gefeiert wird. Und kennt etwa die westliche Liturgie nur eine Höherentwicklung? Kennt sie nicht auch Höhepunkte und Tiefpunkte? Man kann wirklich nicht behaupten, daß etwa die heutige römische Meßliturgie, die in vielen Stücken den alten Glanz nur bruchstückartig wiedergibt, den Höhepunkt liturgischer Gestaltungskraft der Kirche darstellt. Ob nicht in der Tatsache der verschiedenen Liturgien in der Kirche das Wehen des Hl. Geistes zum Ausdruck kommt? Könnte nicht die Liturgie des Ostens für die asiatischen Völker, die Liturgie der Kopten dagegen in ihrer mehr unentwickelten und daher noch mehr gestaltunfähigsten Art für Afrika geeignet sein? Die im Westen gewordene Liturgie kommt der religiösen Empfindsamkeit der asiatischen und afrikanischen Völker zu wenig entgegen. Und wenn es auch nicht leicht ist, die aus solchen Überlegungen notwendig gewordenen Umwandlungen rasch zu vollziehen, so muß man doch die Frage stellen, ob der bis jetzt beschrittene leichtere Weg unbedingt auch der beste sein muß. Sollte es also nicht möglich sein, den großen Richtungen menschlicher Kultur und Zivilisation auch eine entsprechende Liturgie zu geben? Sozusagen eine Liturgia franca? Die westliche Liturgie für den Westen, die Ostliturgie für Asien und die koptische Liturgie für Afrika?

Die Motivierung der Dringlichkeit der liturgischen Erneuerung in den einzelnen Ländern ist verschieden. Im Fernen Osten (Msgr. van Melckebeke) gibt es große Schwierigkeiten für eine solche Erneuerung. Sie liegen in der Verschiedenheit der Sprachen und Kulturen. Nicht selten treffen in einem Orte mehrere Sprachen und Kulturen aufeinander: Bangkok, Burma, chinesische Diaspora, und doch müssen die Möglichkeiten der Liturgie möglichst rasch genutzt

werden, weil sie das religiöse Leben, die religiöse Unterweisung und das Missionsapostolat so sehr zu fördern in der Lage sind. Ähnliches gilt für Indien. Der Hinduismus entfaltet, angeregt durch die christlichen Bekenntnisse, eine zunehmende soziale Tätigkeit. Der soziale Aufschwung Indiens, der Abbau der Kastenschränken kommt der innerkirchlichen sozialen Gleichheit der Menschen entgegen. Indien zeigt kulturell gegenüber den Jahren der Unterdrückung wieder einen Aufstieg. Die Kirche kann die Möglichkeit, in ihrer Liturgie die Kunst Indiens stärkstens christlich zu beeinflussen, nicht aus dem Auge lassen.

Für Afrika (P. Dr. Walbert Bühlmann O.F.M.Cap., Schweiz) gelten brennende Gründe für die möglichst starke Förderung der Liturgie. Nicht die Autorität des weißen Mannes, die im Schwinden begriffen ist, sondern das Wesen des Christentums wird den Afrikaner auf die Dauer zur Kirche ziehen. Wichtige Missionsmittel wie Schule und Caritas drohen der Kirche mehr und mehr zu entgleiten. Die Selbstbesinnung des Afrikaners auf die Werte in seinem Heidentum wird stärker. Das Zusammengehen mit den weißen Missionaren wird schon mancherorts als Verrat an der Sache Afrikas angesehen. Das starke Hinstreben der Afrikaner zur Kirche, dem das Wachsen der Priesterzahlen leider nicht entspricht, verpflichtet die Kirche, die Gemeinschaften der afrikanischen Bischofskirchen und Pfarren zutiefst in der Liturgie zu verwurzeln. Diese muß den Alltag durchdringen, muß zur Verchristlichung des Milieus führen, muß zur Schaffung einer christlichen Kultur helfen. Durch eine reiche und angepaßte Liturgie muß dem Afrikaner das Christentum Erlebnis werden. Es darf nicht beim Wissen um die christliche Lehre bleiben. Die Lehre muß durch das Tun erlernt werden. Darum müssen Gesang und Musik, Rhythmus und Farbe stärker als bisher genützt werden, und das umso mehr, als der Afrikaner eine Begabung für den Ausdruck hat. Vielleicht kommt ihm von hier gesehen eine große Aufgabe in der Wiederbelebung des liturgischen Lebens in der Kirche zu . . . Ganz anders ist die Situation in den nordischen Missionen (Bischof Nelson O.S.B., Stockholm, Schweden). Hier ist die Liturgie für die Katholiken Bindung an die Mutterkirche; für sie und für die Konvertiten praktisch die einzige Quelle religiöser Nahrung; für die Nichtkatholiken ist sie Begegnung mit der Kirche in Schweden, wie sie vor der Reformation war. Die liturgische Erneuerung hat demnach in etwa andere Aufgaben zu erfüllen. Die liturgischen Möglichkeiten müssen für die seelsorgliche Betreuung der Katholiken und Konvertiten so weit als möglich ausgenützt werden, um ihnen den nötigen Halt in der religiösen Einsamkeit zu geben. Aber anderseits muß für sie wie für die Nichtkatholiken der Charakter des Fremden in der Liturgie gewahrt bleiben, weil gerade darin die Verbindung mit der Mutterkirche äußerlich sichtbar zum Ausdruck kommt.

Der zweite Tag beschäftigte sich besonders mit der hl. Messe. Bischof Wilhelm Duschak S.V.D. (Apost. Vikar von Calapan, Philippinen) sprach über „Die im Missionsgebiet möglichen Meßformen; grundsätzliche Überlegungen“. Der Bischof wirkt in einem Lande, in dem aus spanischer Zeit die Volksandachten sehr in Übung sind. Man muß diese schützen, muß ihnen aber den wahren Mittelpunkt, die hl. Eucharistie, geben. Das erfordert ein in den Missionen nicht leicht zu leistendes Maß von gediegenem Wissen und Weckung des Verständnisses und der aktiven Teilnahme der Gläubigen. Es ist außerordentlich schwer, mit dem Volke in den Missionen etwa ein feierliches Hochamt zu singen. Daher wird die Landessprache in der Messe eine große Aufgabe zu erfüllen haben. Eine gute Form der Meßfeier ist das sogenannte „Deutsche Hochamt“. Es wird die aktive Teilnahme fördern, wird auf die Entstehung von Kirchenliedern hindrängen und wird überhaupt das Verständnis der hl. Messe näherbringen. Würde diese Art der Meßfeier mehr gefördert, so wäre die Gestaltung des priesterlosen Gottesdienstes auch leichter, der an so zahlreichen Orten nötig ist und immerhin besser ist als ein Sonntag ohne jeden Gottesdienst. Neben verschiedenen, im Laufe der Tagung immer wiederholten Reformvorschlägen kommt Bischof Duschak auf seine Lieblingsidee: Er möchte die Messe als Memoriale mortis Domini stärker betont wissen. Es sollte sich bei der Feier der hl. Messe um die dramatische Wiederholung des Geschehens vom Gründonnerstag handeln. Das wäre auch sinnfällig die Ausführung des Herrnbefehles: „Tut dies zu meinem Andenken!“

Dieses mehr allgemeine Referat wurde von Bischof Angelo Fernandes aus Indien durch Ausführungen über die Gemeinschaftsmesse in den Missionsländern fortgesetzt. Der Bischof sieht aus praktischen Gründen das Ideal der Meßfeier nicht in der Missa sollemnis, deren Zelebration oft gar nicht möglich ist, sondern in jener Form, die zu dieser Hochform hinführen kann, in der Gemeinschaftsmesse. Sie wird die Elemente des Dialogs, des Gebetes und des Gesanges verwenden müssen, damit die Gläubigen zu einer aktiven Teilnahme kommen. Aber auch die Stille darf nicht übersehen werden. In den Missionsländern darf ferner die Wirksamkeit einer gewissen Dramatik nicht übergangen werden, die auch dadurch gesteigert werden kann, daß die Gemeinschaftsmesse in verschiedenen Formen gefeiert wird. Es ist an dieser Stelle überflüssig, näher anzugeben, wie sich der Bischof eine Gemeinschaftsmesse denkt. Sie ist im mittel-

europäischen Raum schon zur Gewohnheit geworden, in der Übersetzung der Texte des Ordinariums und des Propriums, die gesungen oder gebetet werden können, im Gebrauch von den Zeiten und Tagen angepaßten Paraphrasierungen der Meßgebete und des Propriums, in der Verwendung von Meßliedern. Der Wunsch nach der Wiedereinführung der Oratio „Fidelium“ kehrt wieder. Auch möchte der Bischof die Prozession mit Opfergaben zum Offertorium wieder eingeführt wissen. Das entscheidende Argument für eine lebendige Verbindung zwischen Priester und Gemeinde ist jedoch der Gebrauch der Landessprache.

Sehr oft wird der Priester aber ganz einfach nicht in der Lage sein, mit allen seinen Gläubigen jeden Sonntag die heilige Opferfeier zu begehen. Hier sollte nun der „priesterlose Gottesdienst“ eintreten, der entweder vom Katechisten, Gemeindevorsteher oder (ideal!) von einem Diakon gehalten werden könnte (Bischof C. Kramer von Luanfu, China). Der Bischof schlägt zwei Hauptteile dieses Gottesdienstes vor: Wortgottesdienst und Gebetsgottesdienst. Im Wortgottesdienst sollten die Epistel und das Evangelium des Tages enthalten sein; dazu käme eine Lesung aus dem Katechismus. Alle drei Lesungen werden unterbrochen von Gebet und Psalmen. Im Gebetsgottesdienst sollte die Oratio „Fidelium“ zur Geltung kommen, das Dankgebet mit Sanctus und Vaterunser. In diese Feier sollte auch die geistige Kommunion eingebaut werden. (Ideal wäre die Möglichkeit der Spendung der heiligen Kommunion durch einen Diakon.)

Der dritte Tag sah die Behandlung der Sakramentenliturgie, natürlich nicht aller Sakramente, sondern mehr derjenigen, die im Blickpunkt der liturgischen Erneuerung stehen. Nach einem wohlabgewogenen Referat des Bischofs Tarcisius van Valenberg O.F.M.Cap., früher in Pontianak-Borneo, über „Die Bedeutung der Sakramente in der missionarischen Arbeit allgemein“, worin über die Klarheit des Ritus, die Anpassung der Riten bzw. Ausmerzungen mancher Riten und über den gemeinschaftsbildenden Charakter der Sakramentspendung gehandelt wurde, sprach P. R. Dijker S. M. M. von Bika, Indonesien, über „Taufliturgie und Katechumenat“. Er ging in seinem Referat auf die alte römische Praxis zurück. Die verstandesmäßige Unterweisung darf in der Belehrung der Gläubigen gewiß nicht vernachlässigt werden. Aber das dramatische Geschehen der alten Zeit sollte wieder stärker zur Geltung kommen. Der heutige Taufritus für Erwachsene sollte wiederum wie ehemals auf die ganze Fastenzeit verteilt werden. Dann müßte auch die Arkandisziplin wieder zu ihrem Recht kommen, sollten die alten Skrutinien wiederum eingeführt werden und sollte die Vorbereitung mit der feierlichen Taufe in der Osternacht ihre Erfüllung finden. Neben seinem mehr prinzipienhaften Referat legte P. Dijker in einem eigens vorbereiteten Paper einen ganz konkreten Vorschlag für den Ritus der Aufnahme in das Katechumenat, für den Ritus der Skrutinien an den verschiedenen Fastensonntagen und für den Taufritus während der Osternacht vor. Dieser Ritus kann natürlich nur dort vollzogen werden, wo Erwachsene getauft werden. Die Kindertaufe sollte vereinfacht werden, aber ein gewisses Nachholen der Taufriten für Erwachsene schlug P. Dijker in einem eigens entworfenen „Ritus der Zulassung von Kindern zur Katechese“ vor. Auch für die Einführung bei Gelegenheit des ersten Empfanges des Bußsakramentes wurde von ihm ein eigener Ritus vorgelegt.

Ein Referat, das mit Spannung erwartet wurde und heftige Diskussionen auslöste, war das von Erzbischof d'Souza von Nagpur, Indien: „Ist in der Mission ein eigener Stand der Diakone anzustreben?“ Die Gründe, die der Erzbischof auseinandersetzte, waren wirksam und ausgewogen und begegneten von vornherein den Objectionen. Die Zahl der Priester im allgemeinen und der Missionare im besonderen aus Europa ist zurückgegangen; aber noch braucht die Mission Missionare. Sie hat noch nicht genügend einheimische Priester. Die Zahl der Katechisten ist zwar erfreulich hoch (wenn auch längst nicht ausreichend), aber sie dürfen manches nicht tun, was ein Diakon tun könnte. Ein Diakon lebt im Milieu mit den Leuten seines Volkes. Er wäre der eigentliche Assistent des Priesters. Er wäre mit viel größerer Autorität begabt beim Abhalten des Sonntagsgottesdienstes. Der Stand der verheirateten Diakone wäre ein Weg für junge Menschen, die zwar für die Kirche arbeiten wollen, aber die Last des ehelosen Lebens nicht tragen wollen oder können. Er würde die Kirche vor manchen unglücklichen Priestern bewahren. Er wäre die gegebene Lösung für jene protestantischen Geistlichen, die tief beunruhigt sind über ihre Ordination und ihre Rechtgläubigkeit, aber dennoch den Schritt zur Kirche kaum tun können, weil sie Familien haben, für die sie sorgen müssen. Gerade solche Menschen wären im Augenblicke ihrer Hinwendung zur Kirche sehr aufgeschlossen für die seelsorgliche Mitarbeit. Sollten sie, die das ganze Leben nichts anderes taten, als sich im Dienste der Seelen zu verzehren, nun nach ihrer Hinwendung zur katholischen Kirche das nicht mehr tun dürfen? Das zölibatfreie Diakonats wäre auch keine Gefahr für den Zölibat des Priesters. Es würde diesen überhaupt nicht antasten, ja würde vielmehr dauernd ein „Sursum corda“ für junge, begeisterte Menschen zu den letzten Höhen des Priestertums hin sein. Es würde auch das religiöse Leben der Christen

stärken und so wiederum die Hinneigung zum jungfräulichen Leben in vielen jungen Menschen stärker machen. Die Diskussion um das zölibatfreie Diakonat war heftig. Und so wurde dieser Punkt nicht in die Konklusionen der Tagung aufgenommen.

Der vierte Tag setzte sich mit dem Rituale auseinander. Bischof Lino Gonzaga y Rasdesales, Palo, Philippinen, sprach über die Bedeutung der Revision des Rituales für die Missionen. Er konnte darauf hinweisen, daß Rom in dieser Hinsicht viel großzügiger ist als bezüglich der hl. Messe. Das Rituale in der Landessprache wird von Rom aus gefördert. Wenn man bedenkt, welche Bedeutung das Rituale für das christliche Leben hat, versteht man die Aktualität solcher Tendenzen. Leider ist für viele Christen in den Missionen das Rituale ein Buch mit sieben Siegeln. Darum liebt das Volk paraliturgische Feiern und läßt sich nicht selten in den weltlichen Zeremonien des alten Heidentums gehen. Dem muß die Kirche durch Aufnahme vertrauter Riten in das Rituale zuvorkommen. Die Gläubigen sollen nicht nur etwas an sich geschehen lassen, sie sollen vielmehr aktiv an den Riten teilnehmen. Darum sollte die Muttersprache weitgehend verwendet werden. Die lateinische Sprache sollte sozusagen als Kontrolle für den sich dauernd ändernden Wortsinn der lebenden Sprache immer mitgedruckt werden. Die Frage der Indigenisierung der Riten ist allerdings nicht leicht zu lösen, wenn man bedenkt, welche Abneigung viele aus dem Heidentum bekehrte Menschen gegen die ihnen bekannten Bräuche des Heidentums haben. Maßstab aller Bestrebungen muß der seelsorgliche Nutzen der Gläubigen sein.

Dieses mehr allgemeine Referat wurde durch Msgr. J. van Cauwelaert, Inon, Afrika, fortgeführt durch eine Untersuchung über die Frage: „Örtliches Brauchtum und Liturgie, unter besonderer Berücksichtigung des Begräbnisbrauchtums“. Der Bischof sprach für Afrika. Die Schwierigkeiten sind klar. Sie liegen in einer ungenügenden Kenntnis der örtlichen Gewohnheiten, in einer zu negativen Beurteilung derselben und in einer zu streng scholastischen Bildung in unseren Seminarien. In letzteren müßte eine biblisch-liturgische Erneuerung angestrebt werden. Sie wäre der authentische Beweis für echt christliche Anpassung. Die Kirche zeigt in ihren Riten zu sehr ein westliches Kleid. Die Schwarzen halten die katholische Kirche für eine Kirche der Weißen. Aber wie lange werden die Weißen in Afrika noch führende Stellen haben? Es kommt nun darauf an, eine Brücke zwischen der Naturreligion der Afrikaner und dem katholischen Kult zu bauen, wie er sich aus der Offenbarung und der Überlieferung der Kirche ergibt. Der christliche Kult hat die Aufgabe, die authentisch religiösen Werte des afrikanischen Kultes in sich aufzunehmen. Der Redner griff Beispiele aus dem natürlich-religiösen Gut der Schwarzen heraus und zeigte, wie es verchristlicht werden könnte. Er sprach über die Weihe des Neugeborenen an den Schöpfer und die Verchristlichung dieses Brauches; über das demütige Flehen der Menschen im Falle von Krankheit und dessen Verchristlichung; über den Ritus beim Totenkampf und seine Verchristlichung; über die Totenriten und ihre Verchristlichung.

Rev. Swami Amaladasam aus Indien sprach über „Kirchenmusik im Dienste der Missionsliturgie“. Das Argument: „Wenn seit den Zeiten des Ambrosius und Gregorius bis zu Perosi und Gélineau die Kirche im Westen eine jeweils verschiedene, für ihren Gottesdienst eigene Musik geschaffen hat, kann sie es dann nicht in gleicher Weise für die Missionen tun?“ Positive Äußerungen der Kirche über die Möglichkeit und Notwendigkeit des Gebrauchs der einheimischen Musik in der Liturgie der Missionsländer haben wir viele. Aber die gegenwärtige Situation der Kirchenmusik in den Missionsländern ist noch immer nicht befriedigend. Soll der christliche Gottesdienst den Menschen Afrikas und Asiens verständlich sein, sollen sie aktiv daran teilnehmen können, so darf man sich nicht mit der westlichen Musik begnügen. Man kann Melodien aus einer Sprache nicht in eine andere übertragen, auch wenn man die Worte richtig und sinngemäß übersetzt. Das waren Notlösungen, die heute mehr und mehr als überwunden zu gelten haben. Zwar gibt es noch nicht sehr viele echte einheimische Kompositionen, aber der Beginn wurde in Afrika, Indien, China und Japan gemacht. Der Redner entwickelte ein geschlossenes Programm über das ganze Kirchenjahr hin und gab wertvolle Normen für die Entfaltung einheimischer Musik in der Liturgie. Sie muß von innen heraus, aus dem Volke selbst, kommen. Die Kompositionen müssen an erster Stelle den Charakter der Heiligkeit tragen. Negativ bedeutet das, daß sie frei sein müssen von Profanität; positiv, daß sie das christliche Element des Gottesdienstes auszudrücken vermögen. Es muß sich ferner um wahre Kunst handeln. Diese muß aus der Kunst des Kulturkreises entwickelt werden. Sie muß daher grundsätzlich von einheimischen Künstlern geschaffen werden. Diese Kunst darf aber dennoch den Anschluß an die Universalität der Kirche nicht aus dem Auge lassen, sie muß der Liturgie dienen.

Der letzte Tag befaßte sich mit praktischen Fragen, die an dieser Stelle breiter auszuführen, weniger interessant sein dürfte. Man wies hin auf „Die Notwendigkeit der liturgischen Ausbildung in den Missionsländern“ (P. J. Hirtz C.S.Sp., Rektor des Großen Seminars von

Brazzaville, Afrika). Liturgischer Unterricht, liturgisches Leben und praktische Einführung in die liturgischen Formen waren die Brennpunkte seiner Ausführungen. Das Referat von Erzbischof Thomas Pothacamury, Indien, über „Die Rolle der Missions Bischöfe bei der liturgischen Erneuerung“ fand im geschlossenen Kreis der Bischöfe statt.

Der Erzbischof von Karachi, Jos. Cordeiro, verbreitete sich über „Zentren liturgischer Erneuerung“. Er unterschied: 1. Zentren innerhalb der Diözese oder des Missionsgebietes, die dennoch nicht im eigentlichen Sinne der Diözese angehören, weil sie von unabhängigen Orden oder Kongregationen geleitet werden. Dazu gehören die Klöster kontemplativer Orden und von Missionsgesellschaften sowie Ausbildungsstätten für Ordensleute. Der Erzbischof sah in dem Fehlen von Klöstern in den Missionsländern den Grund dafür, warum die liturgische Erneuerung die Missionen so spät erreicht habe. Wenn sich solche Klöster den Gegebenheiten des Landes anpassen, indem sie vor allem auch an den volkstümlichen Formen der Liturgie mitarbeiten, werden sie Großes leisten. Von den Missionsgesellschaften sagte der Erzbischof, daß sie bevorzugte Glieder des mystischen Leibes seien und daß sie deshalb auch besonders die Aufgabe hätten, in liturgischen Belangen anderen voraus zu sein. Die Gefahr nun liege darin, daß in den Kongregationen religiöses und liturgisches Leben voneinander getrennt werde. Der Erzbischof sieht hier einen der Hauptgründe für das so langsame Vordringen des liturgischen Lebens in den Missionen. — 2. „Diözesanzentren“ im eigentlichen Sinne, die vom Bischof selbst für die eigene Diözese errichtet werden und also von ihm abhängig sind. Die Diözesanliturgiekommission und das Diözesanseminar, das Seminar für Katecheten, die Vereinigung der Ministranten und der Chor gehören hierher. Der Erzbischof beklagt sich über Apathie in liturgischer Hinsicht in den Missionen. Hier müsse gerade die Liturgiekommission einsetzen. — 3. Endlich werden noch regionale Zentren gefordert, die im wesentlichen die gleichen Aufgaben haben wie die Diözesanzentren, nur auf einer höheren Ebene. Vor allem müssen sie auch die lokalen Zentren durch Information und Beratung unterstützen.

Vor dem Schluß des Kongresses fand in der sehr großen Pfarrkirche von Uden eine eindrucksvolle liturgische Feier statt. Kardinal Valerian Gracias zelebrierte ein feierliches Pontifikalhochamt. Presbyter assistens war der General der Weißen Väter. Die übrige Assistenz bestand nur aus Farbigen. Fast alle Missionsbischöfe leisteten Chorassistenz. Die Schola der Franziskaner bestritt den gesamten Gesang, ein unvergeßliches Erlebnis, das durch Radio dem holländischen Volke nahegebracht wurde. In einem glänzenden und tiefeschürfenden Vortrag faßte Kardinal Gracias die Ergebnisse des Kongresses zusammen. Der Bericht des Kongresses sollte an alle Bischöfe der Welt geschickt werden.

Die Konklusionen des Kongresses lauteten im einzelnen wie folgt (Übersetzung aus dem Lateinischen):

I. Teil

1. Die sogenannte Oratio „Fidelium“ möchte wiederhergestellt werden, und zwar so, daß Gebete für die großen Anliegen sowohl der universalen wie der lokalen Kirche zusammen mit den Gläubigen, die bei der Messe zugegen sind, in der Volkssprache verrichtet werden.

2. Die bereits vielen Ordinarien in den Missionen vom Hl. Stuhl gewährten Privilegien, gemäß denen den anwesenden Gläubigen erlaubt ist, in den sogenannten Messen „in cantu“ das Ordinarium (Kyrie, Gloria, Credo etc.) in ihrer Sprache zu singen, sollte auf alle Missionsgebiete ausgedehnt werden. Außerdem erscheint auch die Erlaubnis wünschenswert, das Proprium oder an seiner Stelle geeignete Umschreibungen oder Lieder in der Volkssprache zu singen.

3. Es sollte erlaubt sein, die Lesungen der Messe unmittelbar von den Ministern selbst (oder vom zelebrierenden Priester) zum Volke hin in der Sprache des Volkes zu verrichten. Die Zahl der sonntäglichen Perikopen der Hl. Schrift sollte vermehrt werden, so daß durch einen Zyklus von zum Beispiel vier Jahren der Schatz der Hl. Schrift den Gläubigen mehr geöffnet würde. Die Lektionen und Gesänge der Messe, die von den Ministern oder vom Chore oder vom Volke bestritten werden, sollten vom Priester nicht wiederholt werden müssen (vgl. die wiederhergestellte Liturgie der hl. Woche).

II. Teil

1. Sollte die Missa sollemnis nur schwer gefeiert werden können, wie oft in den Missionen, wird die Erlaubnis gewünscht, daß zum höheren Glanz der eucharistischen Feier einige Zeremonien der Missa sollemnis angewendet werden dürfen, zum Beispiel der Dienst des Diakons oder eines Klerikers ad modum Diaconi in der Missa cantata und der Gebrauch des Weihrauches in allen Messen, bei denen Gläubige anwesend sind. Ebenso möge es den Bischöfen gestattet sein, eine Pontifikalmesse nur mit dem Diakon zu feiern, wenn die Umstände es fordern.

2. Im allgemeinen scheint es notwendig zu sein, daß der Ritus der Sakramente wie der Sakramentalien den örtlichen Gewohnheiten, *servatis servandis*, angepaßt werden sollte. Besonders sollten Riten und Texte, die dem Empfinden der Einheimischen fremd sind, ausgelassen werden.

3. Es ist wünschenswert, daß die Rubriken des *Rituales* zwar die Struktur der Riten strikte festlegen, aber hinsichtlich einiger Zeremonien eine gewisse Beweglichkeit lassen, so daß die Riten vom Ortsordinarius den örtlichen Gegebenheiten angepaßt werden können.

4. Der Ritus der Erwachsenen- und der Kindertaufe sollte gänzlich wiederhergestellt werden (*de integro restauratur*); diese Wiederherstellung sollte den Ritus der Erwachsenentaufe nach Art des alten Katechumenates, aufgeteilt auf verschiedene Grade, erlauben; die Form der Exorzismen sollte geändert werden.

5. Der Ritus der Eheschließung sollte so vermehrt werden, daß er keine geringere Feierlichkeit zeigt als der zivile Akt. Um diesen Zweck zu erreichen, könnten — nach der Meinung des Konzils von Trient — gemäß den Rubriken des *Rituale Romanum* selbst (VIII 2, 6) dem Ritus der Eheschließung einige Gebräuche aus den örtlichen Gewohnheiten angefügt werden. Der Ritus der Eheschließung sollte der Feier der Messe eingegliedert werden, wie es bereits im holländischen *Rituale* geschehen ist.

6. Beim Begräbnis sollten die örtlichen Gewohnheiten, gemäß dem Urteil des Ordinarius, *servatis servandis*, Platz finden.

7. Die Segnungen, die zum Nutzen der Gläubigen und Katechumenen bestimmt sind, sollten in einheimischer Sprache erlaubt werden, wobei der lateinische Text in den Büchern immer hinzugefügt werden sollte.

8. Es ist wünschenswert, daß die Ortsordinarien, unter Berücksichtigung der Notwendigkeiten und Gewohnheiten ihrer Gläubigen, Segensformeln verfassen, die dem Hl. Stuhl zur Gutheißung zu unterbreiten sind.

9. Die Möglichkeit, einige liturgische Feierlichkeiten zu verlegen, scheint wünschenswert, zum Beispiel die Bittage auf Tage, die gemäß den örtlichen Verhältnissen den Bischöfen geeigneter erscheinen.

10. Es wird gewünscht, daß in den einzelnen Missionsgebieten ein pastorales Handbuch besteht, welches die Bedeutung der Liturgie berücksichtigt.

11. Die *Collectanea* der Kongregation der Propaganda Fide und die sogenannte *Sylloge* (Fortsetzung der *Collectanea*) sollte neu gedruckt werden, damit sie den Missionaren wieder zur Verfügung stehen.

III. Teil (Diese Konklusionen zeigen nicht ihre letzte Redaktion, wurden aber in der Diskussion nicht wesentlich geändert).

1. Die Feier der Spendung der hl. Firmung sei so, daß die Gemeinschaft der Christen, besonders die zur Firmung geführten Kinder und deren Angehörige, besser die große Bedeutung dieses Sakramentes erkennen.

2. Es ist wünschenswert, daß die Fachleute für Liturgie und Missionswissenschaft ein liturgisches Manuale zum Gebrauch in Seminarien und Häusern für die Ausbildung von Missionaren verfassen.

3. Die Zeitschriften, die für jene bestimmt sind, die in den Missionen arbeiten, sollten der Pastoraliturgie größere Aufmerksamkeit widmen. Darüber sollten öfters Zusammenkünfte stattfinden, zu denen Fachleute eingeladen werden sollten.

4. Die Ordinarien und Oberen mögen dafür sorgen, daß auch für die Missionen Fachleute herangebildet werden.

5. Es mögen liturgisch-pastorale regionale Zentren in den Missionen entstehen. Es scheint, daß man diesen Zentren sehr helfen würde, wenn es ein supraregionales Zentrum in den Missionsgebieten gäbe.

6. Es wäre sehr nützlich, wenn einige Missionare als Konsultoren in der hl. Ritenkongregation eingestellt würden. Es ist auch wünschenswert, daß Rom Fachleute in die Missionen schicke, um die Missionare über das liturgische Apostolat zu unterweisen.

Zum Schlusse bleibt noch zu erwähnen, daß die eigentliche Seele des Kongresses der aus Tirol stammende frühere Chinamissionar, der jetzt in Manila arbeitende P. Joh. Hofinger S.J. war. Materiell wurde der Kongreß im wesentlichen, wie P. Hofinger einmal dankend sagte, von den deutschen Bischöfen und den Päpstlichen Missionswerken in Aachen unterstützt. Wie wird die Wirkung des Kongresses sein? Das wird zum großen Teil von den einzelnen Missionsbischöfen abhängen. Man darf gespannt sein auf den missionskatechetischen Kongreß, der wiederum einen derartig internationalen Charakter haben wird und Ende Juli dieses Jahres in Eichstätt unter der Präsidentschaft des Propäfekten der Propaganda, Kardinal Agagianian, tagen wird.